

DANTE
UND DER
HUMMER
SAMUEL
BECKETT

SUHRKAMP

SV

Samuel Beckett, geboren 1906 bei Dublin, starb 1989 in Paris. Er schrieb erzählende und essayistische Prosa, Gedichte, Dramen, Hör- und Fernsehspiele sowie Vorlagen für Filme. 1969 erhielt er den Nobelpreis für Literatur. Sein Werk erscheint im Suhrkamp Verlag.

Der Band versammelt eine breite Auswahl von Becketts kürzerer Prosa. Begonnen mit einem frühen Text über einen erfundenen Dichter, den Beckett 1930 in Dublin am Trinity College vortrug, führt die Sammlung über prominente Erzählungen wie *Der Ausgestoßene* (1947/1955) oder *Der Verwaiser* (1970) bis zu *Immer noch nicht mehr*, Becketts letztem Prosatext, geschrieben zwischen 1986 und 1988. Während die Anordnung der Texte chronologisch der Entstehungsgeschichte folgt, gleicht der Weg durch diesen Band einem kaleidoskopischen Blick in Becketts Kosmos.

SAMUEL BECKETT

Dante und der Hummer

Gesammelte Prosa

Aus dem Französischen und Englischen
von Elmar und Erika Tophoven

Suhrkamp

»Dante und der Hummer« und »Bammel« übersetzte Christian Enzensberger,
»Wie die Geschichte erzählt wurde« Wolfgang Hildesheimer.

Erste Auflage 2022

© 2000, der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Weitere Copyright-Hinweise am Schluss des Bandes

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Brian Barth

Druck: BoD GmbH, Norderstedt

ISBN 978-3-518-24324-4

www.suhrkamp.de

Dante und der Hummer

Wie soll man sagen

Wahnsinn –
Wahnsinn zu –
zu –
wie soll man sagen –
Wahnsinn zu dem was –
seit –
Wahnsinn seit dem was –
gesetzt –
Wahnsinn gesetzt das was –
angesichts –
Wahnsinn angesichts –
des –
wie soll man sagen –
dessen –
dessen hier –
dessen hier das –
all dessen hier das –
Wahnsinn gesetzt all das –
angesichts –
Wahnsinn angesichts all dessen hier das –
zu –
wie soll man sagen –
sehen –
erspähen –
glauben zu erspähen –
glauben zu wollen zu erspähen –
Wahnsinn glauben zu wollen zu erspähen was –
was –
wie soll man sagen –
und wo –
glauben zu wollen zu erspähen was wo –
wo –
wie soll man sagen –
da –
da drüben –
weitab –
weitab da drüben –
ganz schwach –
weitab da drüben ganz schwach was –

was –
wie soll man sagen –
angesichts all dessen –
all dessen hier –
Wahnsinn zu sehen was –
zu erspähen –
glauben zu erspähen –
glauben zu wollen zu erspähen –
weitab da drüben ganz schwach was –
Wahnsinn glauben zu wollen zu erspähen was –
was –
wie soll man sagen –

wie soll man sagen

Der Konzentrismus

Monsieur

Sie sind der erste, der sich für diesen Schwachsinnigen interessiert. Alles, was ich davon weiß, ist folgendes: Ich machte seine Bekanntschaft oder, richtiger, er bescherte mir dieses Ungemach am Vortage seines Todes, in Marseille. Er klammerte sich an mich in einer düsteren Kneipe, wo ich mir seinerzeit vortrefflicher Weise angewöhnt hatte, mich zweimal pro Woche zu besaufen. »Ihr Aussehen«, sagte er, »ist so idiotisch, daß es in mir ein Höchstmaß an Vertrauen weckt. Endlich«, fuhr er fort – ich ändere nichts an seinen Logogryphen –, »endlich und erstmals stoße ich auf ein Wesen, das, wenn ich meinen Augen trauen darf, total und ideal gesehen, jeglicher Intelligenz entbehrt und in eine vollkommene himmlische Nullität getaucht ist.« Er hielt inne, lüftete den Hut und rief mit vibrierender Stimme: »Ich umarme Sie, mein Bruder!« Ich stieß ihn energisch von mir. Er wäre fast gefallen, wurde ganz blaß und fing dann so schmerzensreich zu husten an, daß ich nicht umhin konnte, die Gewaltsamkeit meiner Geste zu bedauern. Er faßte sich jedoch rasch wieder und redete von neuem, jetzt kaum hörbar, auf mich ein.

»Monsieur«, sagte er, »gestatten Sie, daß ich Ihnen eine Frage stelle?«

»Bitte sehr«, sagte ich kühl.

»Sind Sie zufällig aus Toulouse?«

»Ja, Monsieur.« Er erschauerte und stotterte dann: »Einen Gefallen, Monsieur, nur einen kleinen Gefallen, wenn ich bitten darf.« Er zog eine Visitenkarte aus der Tasche, schrieb hastig eine Adresse auf die Rückseite und reichte sie mir. »Im Namen von allem, was Ihnen lieb und teuer ist«, sagte er, »kommen Sie morgen gegen Mittag zu dieser Adresse, zeigen Sie diese Karte, sagen Sie, daß Sie der Mann aus Toulouse sind, sagen Sie, daß . . .« Ich fiel ihm ins Wort. »Monsieur«, sagte

ich, »das tue ich keinesfalls. Ich werde nicht kommen. Ich kenne Sie nicht, Sie haben mich beleidigt, Sie . . .« »Doch, doch«, wiederholte er beinahe ungeduldig, »doch, doch, Sie kommen schon.« Dann, geradezu unverschämt: »So dumm werden Sie doch nicht sein . . .« Er verstummte. Schließlich, diesmal sanft: »Aber nicht vor Mittag«, und damit ging er hinaus.

Ich habe alles getan, was er von mir verlangte. Er hatte bei der Concierge ein dickes Paket hinterlassen mit der Aufschrift »Für meinen lieben Freund aus Toulouse, der versprochen hat zu kommen«. »Wer ist dieser Mann?« fragte ich die Concierge. Keine Antwort. »Wer ist dieser Idiot? Wo ist er?« Ich war wütend. »Soll tot sein«, sagte sie.

Das ist alles, Monsieur, was ich davon weiß, und ich versichere Ihnen, es ist mir mehr als genug. In diesem Paket waren nur die Hefte, für die Sie sich so sehr interessierten. Ich habe sie dem Direktor unserer Bibliothek übergeben, weil ich sie so schnell wie möglich los sein wollte und außerdem die Hoffnung hatte, daß sie unter all den Toten und Todgeweihten dieses Hauses vermodern und niemanden mehr stören würden. Ich kann nur aufs äußerste bedauern, daß sich dieser edle Wunsch nicht erfüllt hat, und Sie meiner Anteilnahme versichern sowie meiner tiefempfundenen Verachtung.

Gezeichnet:

Nicht nur die mit trauriger Geduld ausgetauschten Beweihräucherungen zwischen dem, der den Ruhm davonträgt, und dem, der ihn nur streift, sind etwas Neues. Ich bedaure die Abwesenheit seiner Durchlaucht des Fürsten von Monaco. Denn ich bin wirklich der erste, der gewaltsam an die Sache herangeht, und ich weiß, mit welcher Gewalt edle Herzen von einer unberührten Materie bewegt werden, selbst wenn diese nicht über Beweisstücke einer wundersamen Freundschaft

verfügt. Unberührt und vollkommen dunkel. Kein Skandal, keine Sensation. Conciergen, viele Conciergen. Jean du Chas litt in dieser Hinsicht an einer wahren Obsession, und er wußte darum. »Der Concierge«, schrieb er in einem seiner Hefte, »ist der Eckstein meiner ganzen Konstruktion.« Aber er schildert uns einen sozusagen idealen Concierge, ideal und abstrakt, einen absoluten Concierge, keine Plaudertasche. Zahlreiche Hinweise im Text lassen mich in diesem geradezu neuralgischen Motiv das Symbol einer jener schrecklichen Offenbarungen der Natur vermuten, schrecklich und unregelmäßig, die die kosmische Harmonie zerreißen und all jene widerlegen, für die der Baumeister der Schöpfung der Prototyp des neoklassizistischen Künstlers ist und die prekäre Aufeinanderfolge der Monate und Jahreszeiten ein beruhigendes und kathartisches Manifest, zum Beispiel, einer jener Ergüsse ex nihilo, die, zum Glück in ziemlich weiten Abständen, das Klima dieser Insel interpunktieren. Doch ist das nur eine Spekulation, und wenn ich es gleich am Anfang meines Diskurses erwähne, so aus dem Wunsch, Sie so schnell wie möglich mit der nüchternen, in sich geschlossenen, ja beinahe monochromen Qualität der Chas'schen Kunst vertraut zu machen.

Jean du Chas, einziger unehelicher und postum geborener Sohn eines belgischen Wechselmaklers, der 1906 an den Folgen einer Hautkrankheit verstarb, und von Marie Pichon, Verkäuferin in einem Nähwarengeschäft in Toulouse, kam am 13. April 1906, kurz vor Mittag, im roten Schatten der Basilika St. Sernin unter dem gedämpften Gebimmel eines trauernden Glockenspiels zur Welt. Wir wissen nicht mehr von seinem Vater als die wenig erbaulichen Umstände seines Todes. Seine Mutter war deutscher Herkunft und unterhielt engen Kontakt mit seiner Großmutter, Annalisa Brandau, die ganz allein und offenbar mit übermenschlichem Geschick ihr kleines Gut am Ufer der Fulda bewirtschaftete, nahe bei Kragenhof, einem ehemaligen Erholungsort für Sommerfrischler, der jetzt nur noch eine Trümmerlandschaft von unter wogenden Tannen erstickten Dächern ist. Seit seinem vierten Lebensjahr

fuhr er jeden Sommer mit seiner Mutter dorthin, und er besingt in einem seiner ersten Gedichte den langsamen Verschleiß seiner jungtoulousaner Lebenskraft in dieser Kolophonium-Ptolomea. Die in jungen Jahren gemachte Erfahrung deutschen Fiebers ist seiner Meinung nach daran schuld, daß er in seinem ganzen Leben die Idee des Lichts nicht mehr von Hitze- und Ekelgefühlen zu trennen vermochte. Es gibt für ihn kein energieverenderes Schauspiel als einen Sonnenuntergang – »pestialisches Feuer«, schreibt er, »in dessen Erbrechungen eines giftsüchtigen Landschaftsmalers sich der ewige Vesper-Überdruß kundtut«, und er verwahrt sich gegen diese Ansichtskarten-Vulgarität zugunsten der bleigrauen Dämmerung, die der strahlendsten Blässe der Venus als bleicher Hintergrund dient. Und er begrüßt die subtile, oft und vergeblich verfolgte Nichtübereinstimmung eines kaum sichtbaren Kieselsteins an einer blutleeren Stirn.

Von seiner Mutter vernachlässigt, ohne Freunde, kränklich und schon in seiner frühesten Kindheit dem unterworfen, was er »Negationskrisen« nennt, macht er schlecht und recht eine Jugend durch, der er weder Zeit noch Gelegenheit hat nachzutrauern. Am 13. April 1927 schreibt er in sein Tagebuch: »Nun bin ich mündig, mir selbst und allem zum Trotz«, und etwas weiter: »Diese unmotivierten Wunder sind nicht nach meinem Geschmack.« Die Aufzeichnungen jenes Tages enden mit einem so gewaltsam durchgestrichenen Satz, daß das Papier dabei zerriß. Es ist mir gelungen, die zweite Hälfte zu rekonstruieren. Sie lautet: »et il faut battre sa mère pendant qu'elle est jeune«.¹ Sein Tagebuch wimmelt von solch sonderbaren Interpolationen. Er stockt mitten in irgendwelchen persönlichen Details und schreibt in Klammern, in Großbuchstaben: »Les éléphants sont contagieux«.² Ein andermal: »je suis venu, je me suis assis, je suis parti«³ oder »les curés ont

1 Man muß seine Mutter schlagen, solange sie jung ist.

2 Elefanten sind ansteckend.

3 Ich kam, ich setzte mich, ich ging.

toujours peur«⁴ oder »user sa corde en se pendant«⁵ oder »ne jeter aux démons que les anges«.⁶ Jean du Chas starb am 15. Januar 1928 in einem kleinen Hotel in Marseille. Zwei Tage zuvor hatte er in sein Tagebuch geschrieben »mourir quand il n'est plus temps«.⁷ Auf der folgenden Seite, der vom 14., stehen nur Schmähworte über Marseille und die Marseiller, ferner Reisepläne. »Diese Stadt ist wirklich zu komisch und ihre Fauna allzu zahlreich und großmäulig, ganz uninteressant. Folchetto ist als Knabe gestorben. Ich auch. Nicht zu ändern. Ich geh mich anderswo langweilen. Ich geh zum Beichten nach Ancona.«

Das ist genau die Formel für seine Unruhe, die Konstellation seines Vagantenlebens: *geh dich anderswo langweilen*, der Stimulus, der schließlich durch Überbeanspruchung seinen Reiz verliert. Sein Leben, wie es sich nach seinem Tagebuch, der einzigen verfügbaren Quelle, darstellt, ist, wie in vielen Fällen, eine lange Horizontale, ohne Höhepunkt, ein Phänomen der Bewegung, ohne Möglichkeit der Beschleunigung oder Verlangsamung, in Gang gesetzt, nicht feierlich inauguriert, durch den Zufall einer Geburt, beendet, nicht zu einem Abschluß gebracht, durch den Zufall des Todes. Und leer, hohl, inhaltslos, abgesehen von den sich mechanisch vollziehenden Vulgaritäten der Epidermis, von denen die Seele keine Kenntnis nimmt. Von gesellschaftlichem Leben keine Spur. Beim Lesen seines Tagebuchs hat man den Eindruck, daß für diesen Menschen, fatalerweise und unabhängig von Stolz oder Verachtung, das gesellschaftliche Leben, die gesellschaftlichen Konventionen, die ganze langweilige, vorsichtige Stilisierung der menschlichen Drangsale, Liebe, Freundschaft, Ruhm und dergleichen, daß all das nur eine Dimension war oder das Attribut einer Dimension, unvermeidbar, so wie die Reibung eine Bedingung für das Haften an der Erdoberfläche ist. Du Chas führte somit

4 Pfaffen haben immer Angst.

5 Seinen Strick abnützen, indem man sich aufhängt.

6 Nur Engel zu den Dämonen werfen.

7 Sterben, wenn es nicht mehr an der Zeit ist.

ein gesellschaftliches Leben, wie Sie ein zentripetales führen, das heißt, unbewußt und indifferent, mit anderen Worten, inexistent, denn Indifferenz und fehlendes Bewußtsein passen nicht zu der sakrosankten Tradition der Höhle und der Angst und der Unwissenheit und der krampfhaften Solidarität bei Donnerwetter. Ausschließend und ausgeschlossen, bewegt er sich im gesellschaftlichen Getriebe, ohne darüber zu urteilen. Man würde ihn vergeblich nach einer allgemeinen Beurteilung, einer umfassenden Kritik der lokalen und aktuellen Tendenzen fragen. »Die Fauna ist zu groß« ist alles, was er davon sagen kann. Immer die Fauna, das Rätselhafte, einfach so hingenommen, ohne Interesse, in Marseille wie anderswo, nur daß sie dort zu schwer lastet, sich räumlich zu sehr ausgedehnt hat, es erdrückte ihn, er muß anderswo hin, sich anderswo langweilen. Und das sind immer wieder seine Worte, faktische Feststellungen, ohne Begeisterung und ohne Zorn, mit Bedauern, aber ohne Groll, gegen niemanden und nichts, so wie jemand sagt, bevor er sich seine Garderobe geben läßt: »Ich habe zu viele Austern gegessen.«

So war sein Leben, das eines Individuums, des ersten europäischen Individuums seit Napoleons Feldzug nach Ägypten. Die imperialen Akrobatenstücke haben die leonardische Seele geschwächt, die ruhige Tugend der europäischen Gleichgültigen vergiftet. Unter der unheilvollen Ägide eines corneilleschen Dieners hat sich die letzte Spur dantesken Zorns in müdes Jesuitengespeie verwandelt, der Zug der Bubonenpestkranken, die das 19. Jahrhundert mit ihrem Gestank erfüllen werden, ordnet sich neu zum ewigen Ruhm des ersten Touristen. Es ist soweit. Montaigne heißt Baedeker, und Gott trägt eine rote Weste. Minoritäten machen mobil und erfinden einen abstrakten Vampir, den sie Majorität nennen. Es ist die Apotheose der *force mineure*. Eine Horde von Unholden zieht durch Europa auf der Suche nach der ewig entkräfteten Eselin. Raskolnikov, Rastignac und Sorel opfern sich auf und passen die Dreieinigkeit dem Tagesgeschmack an, ungleichseitiges Dreieck oder Phallussymbol, wie ihr wollt, Genossen.

Jedem nach seiner Gosse. Ibsen weist nach, daß er recht hat. Renan beweist, daß er unrecht hat. Koinzidenz. Anatole France pfeift drauf. Marcel Proust verwandelt sich vor lauter Geräucher in einen Weißdornstrauch. Koinzidenz. Und Gide kreuzigt sich in einem Winkel von 69 Grad, weil er die Konkordanz des Jägers verloren hat, und Fargue legt sich flach, weil er sein Repertoire an Sauereien erschöpft hat, und Valéry zerlegt in absolute Thesen, was er nicht gelesen hat, und Mallarmé setzt in Mondscheinterzen b-moll, was er nicht selbst gemacht hat, und alle anderen, Sie wissen schon welche, stimmen ihre Cornemusik und überbieten einander im Falschspielen, im Quartett, denn saperlipopette Individuen sind nicht fürs Konzertieren. Schlußendlich und um diesem Anfall von Spleenitis ein Ende zu machen, wenn ich wage zu behaupten, daß ein Individuum – (und ich bitte Sie, dieses seit hundert Jahren ausgehöhlte Wort wieder mit seiner ganzen vornapoleonischen Kraft zu füllen) –, daß ein solches Individuum gelebt hat und inmitten unserer Vulgaritäten gestorben ist, so deshalb, weil es für mich frei von diesen gesellschaftlichen Irritationen war, die sich zwangsläufig in antisozialem Eselsgeschrei äußerten, unendlich weniger bewegend und edel als die ganz gewöhnlichen Explosionen eseliger Tristesse. Und das ist schon das zweite Mal, daß ich im Verlauf dieser Komödie und in der Hoffnung, meinen Text dadurch zu erhellen, den Esel beleidigt habe. Ich bitte ihn um Verzeihung. Ich werfe mich nieder vor diesem bezauberndsten und undurchschaubarsten aller Tiere, die uns geduldig die Ehre erweisen, unsere Zärtlichkeitsanwandlungen entgegenzunehmen. Die letzte Beleidigung jedoch, die des Äsop, die unverzeihlich ist und die darin besteht, ihn, den Esel, zum Sprechen zu bringen, Gott ist mein Zeuge, daß ich mich ihrer noch nicht schuldig gemacht habe. Sie finden gewiß, daß ich der Rubrik Gesellschaftliches allzu lange den Hals umgedreht habe. In diesem Fall kann man wahrhaftig sagen: in Ermangelung eines Besseren. Denn es gibt nur das Eine. Alles ist darin enthalten. Wenn Sie verstanden haben, warum du Chas ein

Individuum ist und Gide es nicht ist und nie sein wird, hat Ihr Leiden bald ein Ende. Die Chose läßt sich erklären. Und die Chas'sche Membran weicht den Paroxysmen Ihres zerebralen Drucks. Dispersion des Konzentrismus.

Ich habe nur einen einzigen Abschnitt in den Heften gefunden, der uns, trotz seiner rauhen Schale, diesbezügliche Aufklärung verschaffen kann. Es heißt dort wortwörtlich: »Meine Kinder, meine zärtlichen Thyrsoträger, laßt ab von der Zitze, hört auf das, was ich euch sage. Ich weiß, daß ihr in zehn Jahren nichts lieber tun werdet, als meinen Manen gefällig zu sein. Meine Manen werden jedoch schwierig sein. Zumindest habe ich allen Grund, es anzunehmen. Eine geräuschvolle, blutige Devotion, wie sie mein Herr Vater selig dem Quecksilbersalz zuteil werden ließ, wird euch in keiner Weise weiterhelfen. Ich will, meine Kinder, weder eure scala sancta-Approbationen noch eure federviehischen Unsterblichkeiten. Und um mich davor zu schützen, erkläre ich euch hic et nunc euer Programm. Ihr nennt euch *Konzentristen*. Das sage ich euch, ich, Erfinder des Konzentrismus, ich, der bikonvexe Buddha. Sagt euren Zeitgenossen – Jean du Chas, illustrer Gründer unseres Ordens, Erfinder des Konzentrismus, der bikonvexe Buddha, einziger, illegitimer und postum geborener Sohn eines belgischen Wechselmaklers und einer deutsch-toulousaner Dirne, lädt euch tutti quanti ein zu einem religio-geologischen Festschmaus, bei dem ihr euch vollstopfen könnt, bis euch die Knöpfe platzen, mit heiliger Nahrung in der doppelten Form von kartesianischen Linsen und synthetischen Conciergen – Ihr gewährt ihnen eine kurze Pause und sagt dann: – Die Chas'sche Dichtung besteht im Langziehen einer Phrase, deren Blütenblätter sich öffnen, *cordons'il vous plaît*, unter dem Gerunzel unseres unbezähmbaren Kapitäns zerfallen, der, o weh!, auch sein Schweden erlebt hat. In ihm grüßen wir – und wir beehren euch mit der Bitte, es uns gleichzutun – den Verfasser des *Diskurses über den Ausgang*, der in den heißen Dämpfen der Conciagerie, von allen Conciergen, novecenteschi-Neuburg-Kanoneno-

entstand und Form gewann. – Und ihr werdet ihnen folgende Definition hinschleudern: – *Der Konzentrismus ist ein Trep-
penprisma*. Das sind die Rippen eures Manifests, Kinder.
Macht es fett. Adieu, Kinder, und guten Appetit. Ich übergebe
euch wieder euren Müttern.«

Man sollte sich nicht durch die bittere Oberfläche dieses Pas-
sus verspottet fühlen. Man sollte ihm auch seine Obskürität
nicht verübeln, die durch ihre Vorsätzlichkeit grausam er-
scheint. So ist du Chas nun mal. Er gehört zu den Geistesgrö-
ßen, die sich nicht erklären können. Allein der Gedanke einer
Apologie, der Reduzierung seiner Substanz auf akademische
Rülpser – er nennt es *reductio ad obscenum* – peinigt und ver-
wirrt seine Nerven. So will er nicht verstanden werden. Das
versteht er nicht unter Verstehen. Seine Cahiers enthalten
mehrere Notizen, die diesbezüglich keinen Zweifel lassen. Ich
greife die einleuchtendste heraus, die euch aufgrund ihrer Ak-
tualität wahrscheinlich am meisten interessiert. »Ich habe ge-
rade einen Brief von Proust gelesen«, schreibt er, »zu Händen
von einem ich weiß nicht wem, einer (oder sollte ich sagen, ei-
nem) seiner Albertines-Jupiens vermutlich, in dem er erklärt,
aus welchen Gründen er sich nicht, unter gar keinen Umstän-
den, am Sonntag morgen vor sechs Uhr schneuzen kann. Der
Mikrokosmos seiner These, aus der Höhe einer umgekehrten
Pagode teleologischer Winkelzüge ganz heruntergepurzelt,
kommt hervorgeschossen wie ein siegreicher Rennwagen und
zermalmt einem jedes Feingefühl.« Hier der letzte Satz des
Briefes – »so daß ich mich dazu verurteilt sehe, infolge der
funesten Verkettung von Umständen, die wahrscheinlich auf
irgendeine verdrängte merowingische Koryza zurückzufüh-
ren ist, ähnlich wie bei der gerade in diesem Moment unsicht-
bar am Resonanzboden meiner Tür lehrenden Françoise, die
sich über den verhängnis- und zugleich genußvollen Abgrund
eines titanischen Niesens beugt, um die Sturzbäche schleimi-
ger Lava aufzusaugen, die sich aus den Tiefen meines mor-
gendlichen rotzig-vulkanischen Hexensabbats erheben und
die bebenden Ventile meiner Nüstern belagern.«

– Ich habe diesen Brief partout nicht finden können. Du Chas hat ihn vielleicht von A bis Z konstruiert. Er klingt verdächtig »nach Art von . . .« und somit eher apokryphal. Aber das ist unwichtig. Was uns interessiert, sind Chas' Reaktionen. Er präzisiert die Natur seines Ekels: »Daß er sich nicht am Sonntag morgen vor sechs Uhr schneuzen kann, erscheint mir ganz natürlich. Aber nach diesen peinvollen Klärungsversuchen verstehe ich gar nichts mehr. Zum Teufel mit seinen Erläuterungen! Nur Ticks, die gerechtfertigt werden, sind ungehörig. Wahnsinn ist, Gott sei dank, unteilbar.«

Man könnte eine Varietät von Schlüssen aus dem Manifest der Konzentristen ziehen, so wie du Chas sie in seinem Journal skizziert hat. Es ist eine jener Äußerungen, die sich leicht und gern auf genügend Obzönitäten reduzieren lassen, um das Bestreben eines jeden von uns nach den Gefilden von Ordnung und Klarheit zu befriedigen. Sie könnten beispielsweise den Diskurs über den Ausgang als künstlerischen Ausdruck von Evasionen interpretieren, die dem Selbstmord vorangehen, und »cordon s'il vous plaît« als den einzigen endgültigen Akt des Individuums, das endlich an sich selbst mehr als Gerechtigkeit übt. Das wäre ein »cogito ergo sum« recht sensationeller Art. Und der Concierge, der herausläßt? Ganz nach Belieben, Gott oder Müdigkeit, kleiner Schlaganfall oder Racine'scher Scharfsinn. Und der Konzentristismus? Eine eliminatorische Spirale. Und das Treppenprisma? Dekomposition der Glücklichen, die wendeltreppenartig hinabsteigen. Und das wär's. Klar und konsequent wie die Syllogismen des Monsieur Chauvin. Aber Sie könnten das alles auch aus der Sicht der Physiologie betrachten. Das wäre heiterer. Wenn Sie jedoch darauf bestehen, die Idee zu erhärten, eben jene, von der er spricht, um Kants Ding zu konkretieren, so steht fest, daß Sie diese Kunst zu einem Labiche-Vaudeville herabwürdigen würden, denn sie ist, wie eine Auflösung von Mozart oder einem Haufen anderer Schurken, vollkommen verständlich und vollkommen unerklärlich.

Dante und der Hummer

Es war Vormittag, und Belacqua hatte sich im ersten Mondcanto festgelesen. Bis zum Hals steckte er darin, er konnte weder vor noch zurück. Die glückselige Beatrice war zugegen, Dante desgleichen, und sie erklärte ihm die Flecken auf dem Mond. Als erstes wies sie ihn auf seinen Irrtum hin, dann brachte sie die eigene Erklärung vor. Die hatte sie von Gott, deshalb konnte er sich in jedem Punkt auf ihre Richtigkeit verlassen. Er brauchte ihr nur Schritt für Schritt zu folgen. Im ersten Teil, der Widerlegung, lief alles glatt. Sie zeigte schlüssig, worauf es ihr ankam, und legte dazu das Nötige ohne Umschweife und Zeitverschwendung dar. Aber Teil zwei, die Beweisführung, war so vertrackt, daß Belacqua sich keinen Reim mehr darauf machen konnte. Der Gegenbeweis, die Zurechtweisung leuchteten beide ein. Aber dann folgte ihr Nachweis, eine eilige Raffung des eigentlichen Sachverhalts, und nun steckte Belacqua wirklich in der Klemme. Zudem war er gelangweilt und wollte endlich zur Piccarda kommen. Trotzdem brütete er weiter über der Rätselstelle. Er mochte sich nicht geschlagen geben, wollte wenigstens begreifen, was die Worte hießen, auf welcher Ebene sie gesprochen waren und welche Überzeugungskraft von ihnen auf den fehlgeleiteten Dichter ausging, sodaß er am Ende der Rede gestärkt das schwere Haupt erheben konnte, um dankzusagen und seine frühere Meinung in aller Form zu widerrufen.

Er rannte in Gedanken noch immer gegen den undurchdringlichen Passus an, als er zu Mittag läuten hörte. Sogleich war die Pflichtübung wie weggewischt. Er krümmte die Finger unter dem Buch zur Schaufel und schob es damit zurück, bis es ganz auf den Handflächen lag: die dienten jetzt der aufgeschlagenen Göttlichen Komödie als Leseputz. So hingebreitet, hob er sie sich bis unter die Nase und knallte sie dort zu. Er hielt sie eine Weile in der Schwebel, blinzelte sie böse an,